

Leseprobe

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Dieses Werk beinhaltet Auszüge aus Songtexten von Fiddler's Green mit freundlicher Genehmigung der Band.

Umschlaggestaltung, Lektorat, Korrektorat: Marco A. Rauch

Bildnachweis: Caduceus: Maximus256/Shutterstock.com

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2021 Marco A. Rauch
www.marcorauch.de

Hinter deiner Wirklichkeit

Band I

Die Bürde des Engels



Urban Fantasy

www.hinter-deiner-wirklichkeit.de

Tram-pel-pfad

Substantiv, maskulin [der]

durch häufiges Darüberlaufen entstandener schmaler Weg

Kapitelübersicht

Kapitel 1: Samstag	<i>Am Anfang</i>	Seite 5
Kapitel 2: Sonntag	<i>Wunder und Magie</i>	Seite 11
Kapitel 3: Montag	<i>Verantwortung</i>	Seite 95
Kapitel 4: Dienstag	<i>Laila</i>	Seite 139
Kapitel 5: Mittwoch	<i>Der lange Weg</i>	Seite 150
Kapitel 6: Donnerstag	<i>Gentleman</i>	Seite 217
Kapitel 7: Freitag	<i>Vorboten</i>	Seite 249
Kapitel 8: Samstag	<i>Tabula rasa</i>	Seite 269
Kapitel 9: Sonntag	<i>Zwei Hände</i>	Seite 303

Samstag

~Am Anfang~

Es war Anfang September 2019, abends im Sonnenuntergang. Markus saß in der geöffneten Seitentür seines klapprigen, roten Ford Transit. Er hatte ihn auf einem Parkplatz am Meilwald in einiger Entfernung zu den Uni-Kliniken abgestellt. Am Himmel zeichnete sich ein träumerisches Muster aus rot- und orangefarbenen Tönen und die angenehm warme Spätsommerluft ließ in ihm ein Gefühl von Sehnsucht aufkommen.

All die Menschen ..., dachte er. *So viele Menschen*. Er fühlte sich müde und traurig. Diese Sehnsucht nach Familie und Zugehörigkeit, die an manchen Tagen ihren Platz forderte. Meist empfand er sie als lästig, als störend und schmerzhaft. Aber er spürte auch, dass sie ein Teil von ihm war. Ein wichtiger Teil, der nicht nur seine Berechtigung, sondern auch seinen Ursprung hatte. Nachdenklich schaute er nach unten auf den Gaskocher, auf dem gerade eine Dose Ravioli langsam anfang zu dampfen. Mit der rechten Hand nahm er sie und aß ein paar Gabeln davon, während seine Gedanken zurück in die Kinderklinik schlichen. Der Besuch dort hatte ihn sehr angestrengt und auch nach all den Jahren war es immer noch schwer, sich damit abzufinden, dass er nicht allen helfen konnte. Natürlich war es immer einen Freudensprung wert zu sehen, wenn die Kinder sich wieder besser fühlten. Und wenn die Eltern später mit einer Mischung aus Kummer und Freude in Tränen ausbrachen, dass es schwerfiel, nicht mitzuweinen. Aber diesem einen Mädchen, Carolin, die einzige Rote seit langer Zeit, konnte er nicht helfen.

Irgendwie fühlte es sich für ihn an wie ein persönliches Versagen. Es schmerzte ihn jedes Mal so sehr, dass er sich die Frage stellte, worin der Sinn dieser Gabe lag. Oder des Fluchs, wie er ihn manchmal insgeheim nannte. Als er in diesem unheilvollen Januar 1988 zum ersten Mal mit ihr in Berührung kam, wusste

er noch nicht, worauf er da gestoßen war und was es für sein weiteres Leben bedeuten würde. Aber es war zu der Zeit auch gar nicht wichtig gewesen. Die damaligen Ereignisse ließen einfach keinen Platz für zweifelnde Fragen.

1988

Seine Mutter Angelika lag damals an einer schweren Leukämie erkrankt wochenlang im Krankenhaus. Die Ärzte taten alles, um ihr Leben zu retten. Er konnte gar nicht begreifen, was es bedeuten würde, es war seine Mutter. Natürlich kehrte sie wieder nach Hause zurück. Bei jedem Besuch quengelte der 8-Jährige: »Wann kommst du wieder nach Hause?«

Und sie beteuerte immer tapfer: »Bald, mein Schatz, sehr bald«, und quälte sich ein Lächeln aufs Gesicht. Sie war so voller Liebe, dass sie es einfach nicht übers Herz brachte, ihm die Wahrheit zu sagen. Aber ihr Zustand wurde immer schlechter und eines Tages, als sie zu Besuch kamen, nahm sie einer der Ärzte zur Seite und riet ihnen: »Falls Sie ihr noch etwas sagen wollen, wenn Ihnen etwas auf dem Herzen liegt, vielleicht etwas, das Sie immer schon mal sagen wollten, dann bitte, machen Sie es jetzt.«

»Papa?« Verunsichert sah Markus zu seinem Vater.

Doch er hielt sich einen Moment die Hand vor das schmerzverzerrte Gesicht, um seinen Blick zu verbergen. Dann wischte er sich über die Augen, lächelte den Jungen gequält an und nickte Richtung Zimmer. »Na komm, mein Großer, besuchen wir deine Mama.«

Im Zimmer konnte er seine Mutter auf dem Bett liegen sehen. Sie wirkte sehr blass und trug ein buntes Tuch um ihren Kopf gebunden. Zwar kannte Markus ihren Anblick bereits, aber erschrak doch ein wenig, wie dünn sie war.

Langsam hob sie ihren linken Arm und deutete mit schwacher Bewegung, näher zu kommen.

Er schlurfte zu ihr und ergriff besorgt ihre Hand.

Mit müden Augen versuchte sie ihm ein Lächeln zu schenken und sagte mit leiser, brüchiger Stimme: »Hallo mein Schatz, so schön, dass du hier bist.«

Damals hatte er keine Ahnung, was das alles bedeutete. Aber er spürte Angst und irgendwo im Inneren merkte er, dass die Umstände überhaupt nicht gut waren. Einen Moment sah er sich neugierig um und erblickte ein Waschbecken an der Wand. Ein Fernseher hing rechts von ihm an einer Halterung von der Decke herab. Hinter ihm stand ein weiteres Bett. Darin lag eine ältere Frau mit einer Maske auf dem Gesicht. Neben ihrem Bett sah Markus ein Gerät mit einem Monitor, auf dem die ganze Zeit ein kleines rotes Herz blinkte. Und darüber zeigte das Gerät verschiedene Zahlen und auch Wellen an, die mit einem nicht endenwollenden Muster aus Bergen und Tälern unaufhörlich eine Spur von links nach rechts zogen. Neugierig drehte er sich wieder um und entdeckte neben dem Bett seiner Mutter das gleiche Gerät, mit Zahlen und Wellen.

»Was hast du heute gemacht?«, hauchte sie mit dünner Stimme. Sie klang sehr müde und schien Schwierigkeiten zu haben, ihre Augen offen zu halten.

Markus sah sie an und begann zu erzählen. »Ach, Schule war heute doof. Herr Schuster, unser Klassenlehrer, hat uns wieder einen Film ansehen lassen. Das macht er dauernd. Ist voll langweilig. Und beim Sport haben wir Völkerball gespielt, das war ganz ok.«

»Das ist schön«, flüsterte sie. »Schön.«

Etwas misstrauisch musterte er sie und moserte mit einer Mischung aus Verunsicherung und Verärgerung: »Mama, wann kommst du wieder nach Hause? Es ist komisch hier und ich habe solche Lust auf deine Tomatensoße.« Dabei zog er leicht an ihrer Hand, doch sie reagierte nicht. »Mama?«

»Lass sie schlafen«, riet ihm sein Vater leise. »Markus, ich gehe mal einen Arzt suchen, ich habe da noch einige Fragen. Bleib du bitte so lange hier, ok?« Dann strich er ihm über den Kopf und verließ das Zimmer.

»Ok.« Etwas trotzig nickte Markus und beobachtete wieder die Wellen auf dem Monitor. Verstohlen sah er zu der älteren Frau und musterte sie neugierig. Ihre kurzen, grauen Barthaare am Kinn. Ihre großen Ohren. Die komische Maske auf ihrem Gesicht. Da hing ein Schlauch dran, der nach oben zu einem der Geräte führte. Bei dem Anblick verzog Markus etwas die Mundwinkel und betrachtete wieder den Monitor am Bett seiner Mutter. Die Wellen waren verschwunden. Dort zog jetzt nur noch ein gerader Strich seine Bahn. Wieder verzog er etwas die Mundwinkel und schaute zu seiner Mutter. Kurz darauf blickte er hinter sich zu der Frau und sah, dass dort auf dem Monitor Wellen zu sehen waren. Erneut betrachtete er die Anzeige seiner Mutter. Nur gerade Striche.

»Mama?« Sein Herz fing auf einmal an, schneller zu schlagen. Es schlug immer schneller und plötzlich überkam ihn Angst. »Mama?« Nervös hob er ihre Hand. »Mama bitte«, jammerte er und jetzt rannen ein paar Tränen seine kleinen Wangen hinab. »Mama!« Schluchzend packte er ihren Arm mit beiden Händen und schüttelte ihn.

Doch sie bewegte sich nicht, sie lag einfach nur da.

Ängstlich stand er auf und kniete sich neben sie auf das Bett. »Mama! Mama! Mama, bitte wach doch auf!«, schrie er mit einer Mischung aus Verzweiflung und Wut, doch sie rührte sich nicht.

2019

Mittlerweile war es fast dunkel geworden. Markus saß noch immer in der offenen Türe seines Wagens und starrte in die rötlich glühende Ferne. In der einen Hand die Dose Ravioli, in

der anderen die Gabel. *Was hast du dir nur dabei gedacht?*, sinnierte er gedankenversunken in Richtung Himmel. Langsam schüttelte er den Kopf mit der Ahnung im Bewusstsein, dass er niemals eine Antwort darauf bekommen würde, schaute in seine halb volle Dose und packte sie beiseite. Er fühlte sich müde. Manche dieser Tage waren erschöpfend und anstrengend, deswegen konnte er nicht jeden Tag in die Kinderklinik gehen. »So viele Menschen ...«, murmelte er. »So viel Leid.« Eine Weile blickte er noch nachdenklich auf das langsam abklingende Farbenspiel in der Ferne, das er durch ein paar Bäume hindurch sehen konnte, und etwas später stieg er in seinen Kleinbus. Im Inneren hatte er ein Bett sowie eine Miniküche mit Spüle, zwei Herdplatten und einen kleinen Külschrank eingebaut. An der Spüle wusch er sich, putzte seine Zähne und legte sich dann ins Bett. Über ihm am Wagendach klebten viele kleine fluoreszierende Sterne, die im Dunkeln grünlich schimmerten, fast wie der Blick hinauf in einen wolkenlosen Nachthimmel. Einige Zeit beobachtete er sie noch, während er langsam einschlief.

Sonntag

~Wunder und Magie~

»Markus, wach auf. Markus, komm Junge, steh auf, wir müssen gehen. Zieh dich an, schnell, deiner Mutter geht es nicht gut.«

Erschrocken schaute Markus zu seinem Vater, der hektisch ein paar Dinge sammelte. »Was ist mit Mama?«, stammelte er schlaftrunken, zog sich die Decke vom Körper und schlüpfte in seine Schuhe. Irritiert blinzelte er in den hellen Gang, doch sein Vater antwortete nicht. Dann hörte er überrascht, wie es an der Türe klingelte. Eilig zog er sich Hose und Pullover an und hastete die hölzerne Treppe hinunter in das Wohnzimmer. Auf dem Boden sah er seine Mutter regungslos liegen. »MAMA!«, schrie er und rannte zu ihr.

»Nein, geh da weg, lass die Leute ihre Arbeit machen«, hörte er seinen Vater fauchen.

Irritiert schaute er zur Türe und sah zwei Männer und eine Frau mit weißen Jacken und roten Hosen, die Taschen in ihren Händen hielten. Auf den Jacken sah er ein rotes Kreuz.

Auf einmal packte ihn sein Vater unter den Armen und zog ihn harsch beiseite. »Tun Sie etwas«, keuchte er mit einer verzweifelten Mischung aus Angst und Wut.

Einer der Männer mit weißer Jacke legte einen Finger an ihren Hals und sein Ohr auf den Bauch, klatschte mit der Hand leicht auf ihre Wange und forschte: »Hallo, Hallo, können Sie mich hören? Hallo Frau Groenefeld, Frau Groenefeld, können Sie mich hören?«

Doch sie bewegte sich nicht.

Die Frau mit der weißen Jacke hatte mittlerweile eine Manschette um Mutters Arm gelegt und informierte den Mann: »110 zu 70, arrhythmisch.«

Der Mann blickte besorgt zu dem anderen Mann mit der weißen Jacke und sagte: »Schnell, lege einen Zugang und gib ihr eine Infusion.«

Und mit einem Mal fühlte sich Markus wie hinter einer Nebel-

wand, als wäre er räumlich abgetrennt vom Rest. Alles geschah langsam und die Geräusche hörten sich weit entfernt an. Er sah, wie einer der beiden Männer eine Nadel in den Arm seiner Mutter stach, er sah, wie die Frau nach draußen rannte und wenig später mit einem schmalen Bett auf Rädern wiederkam. Markus wunderte sich, dass sie mit ihrem breiten Hintern so schnell laufen konnte. Er sah, wie sie gemeinsam seine Mutter auf das Bett hochlegten und in der Ferne hörte er seinen Vater etwas rufen. Er sah, wie die drei mit den weißen Jacken und den roten Hosen mit dem Bett das Haus verließen und in der Dunkelheit konnte er deutlich ein schnell blinkendes blaues Licht sehen. Wie auf einem Eisstock davonschlitternd schien ihm, als würde er sich mit zunehmender Geschwindigkeit von dieser Situation entfernen, als er plötzlich einen starken Ruck am linken Arm spürte, und im selben Augenblick bewegte er sich mit großer Geschwindigkeit auf die Türe zu. Überrascht merkte er seine Beine den Boden unter sich verlieren und im nächsten Moment spürte er den Schmerz in seinen Knien.

»Markus, was ist los mit dir? Komm schon Junge, wir müssen los«, hörte er seinen Vater schreien. Er hatte ihn so stark am Arm gepackt und gezogen, dass er ein Stück geflogen und schmerzhaft auf den Knien gelandet war.

»Papa, du hast mir wehgetan.« Tränen liefen seine Wangen hinunter, während er seinen Vater entsetzt ansah.

»Komm schon, wir müssen los«, schrie sein Vater nervös, doch einen Moment später hielt er inne und ging auf die Knie. Um Ruhe bemüht, legte er beide Hände auf die kleinen Wangen und sagte: »Entschuldige mein Kleiner, es tut mir sehr leid. Ich habe Angst, was mit deiner Mutter passiert ist. Bitte komm, wir müssen ins Krankenhaus.« Er sah ihn an, strich ihm liebevoll, aber mit besorgtem Blick über die Haare, nahm ihn auf den Arm und sie verließen das Haus.

Während der Fahrt konnte Markus kaum klare Gedanken fassen. Immer wieder quälten ihn die Bilder seiner Mutter, die auf dem Boden lag. Die zwei Männer und die Frau mit den weißen Jacken und den roten Hosen, die Spritze, die Taschen. Er verstand nicht, was da passiert war. So etwas hatte es noch nie zuvor gegeben. Seine Mutter war immer fröhlich und liebevoll, sie war immer da. Sie hatten gemeinsam gegessen, gelacht, ferngesehen. Sie hatte ihm Gute-Nacht-Geschichten vorgelesen, von Grisu dem Drachen oder anderen. Während der ganzen Fahrt spürte er Angst und große Unruhe, die ihn nicht mehr losließ.

Im Krankenhaus mussten sie im Wartebereich Platz nehmen, solange die Untersuchung dauerte.

Nach einer schier endlos langen Warterei kam schließlich eine Schwester und eröffnete: »Sie dürfen sie jetzt sehen, aber wir müssen sie erst einmal hierbehalten. Sie ist da vorne rechts im Zimmer 012.«

Auf dem Weg dorthin wunderte sich Markus über das grüne Licht, das durch die offenstehende Türe etwas weiter den Gang entlang herausstrahlte. Irritiert sah er zu seinem Vater, doch der schien sich nicht zu wundern. Die weißen Wände links und rechts des Ganges schienen das Licht in alle Richtungen zu tragen und es wirkte, als schimmere der ganze Gang in hellgrünem Licht. Sein Vater marschierte schnurstracks ins Zimmer, doch Markus lehnte sich zunächst ängstlich an den Türstock und lugte vorsichtig um die Ecke. Und plötzlich erblickte er mit Entsetzen seine Mutter auf dem Bett sitzen, aber ihr Kopf war der eines Drachen. Voller Schuppen in Grün und Rot und mit gelben Schlangenaugen. Aus ihrer Nase kroch grüner Dampf und ihr Kopf strahlte dieses gruselige grüne Licht aus.

Sie blickte lächelnd und mit leuchtenden Augen zu ihm und zischelte mit langer, dünner Schlangenzunge: »Komm, mein Schatz, komm zu mir.«

Mit lautem Schrei wachte er auf. Seine beiden Arme gestikulierten wild durch die Luft, während er mit weit aufgerissenen Augen und voller Entsetzen den Kopf hektisch nach links und rechts drehte. Auf Rücken und Armen spürte er Schweiß und unter seinen Beinen Nässe. Er stöhnte ein paar Mal laut und versuchte, sich zu orientieren. Schließlich zog er schwer atmend die Decke weg und sah, dass sein Bett an einigen Stellen nassgeschwitzt war. Noch immer leicht entsetzt fuhr er sich mit beiden Händen über die Wangen, durch die Haare und wieder über die Wangen.

»Großer Gott ...«, stöhnte er. »Großer Gott.« Etwas unbeholfen kletterte er aus dem Bett und tastete leicht desorientiert nach dem Lichtschalter an der Decke des Wagens. Dann tapste er sichtlich gezeichnet vom Schrecken des Traumes zu der Edelstahl Spüle, die mit einer kleinen Pumpe und einem Wassertank versorgt wurde. Langsam zog er seine nassen Sachen aus, trank einen großen Schluck Wasser und begann sich zu waschen. In den vergangenen Jahren hatte er immer mal wieder den einen oder anderen Albtraum gehabt, aber so intensiv und echt wie dieser fühlten sie sich eher selten an. Nach dem Waschen hielt er kurz inne, um sich zu vergegenwärtigen, dass der Traum vorbei war. Dann schmierte er sich ein Brot, öffnete die Seitentüre seines in die Jahre gekommenen Ford Transit und setzte sich auf den Innenboden. Es war bereits vormittags, die spätsommerliche Sonne schien warm über Sieglitzhof und die Bäume wiegten sich sanft im leichten Wind. *Was für ein Blödsinn*, dachte er noch immer mitgenommen vom Traum. Nachdenklich biss er in sein Käsebrod und dachte an Carolin. Über

die Jahre hatte es immer wieder Kinder gegeben, die rot waren, und irgendwie hatte er sich all die Jahre einzureden versucht, dass es nicht seine Entscheidung war. Dass es einen Sinn geben musste, warum manche Menschen grün und andere rot waren.

Dass es Gottes Wille war oder der Plan des Universums. Aber all diese Gedanken hielten nicht viel Trost für ihn bereit. Nachdenklich nahm er einen weiteren Bissen und dachte daran, dass alle Menschen weder gut noch böse auf die Welt kamen. Aber wenn dem so war, wer entschied dann darüber, ob sie grün oder rot waren, also gut oder böse? Er wusste ja noch nicht einmal, ob das so überhaupt zutraf. Schließlich hatte ihm niemand eine Gebrauchsanweisung für diese Gabe gegeben. Sie war einfach da und manchmal funktionierte sie und manchmal nicht. Gedankenversunken nahm er einen weiteren Bissen und dachte wieder an Carolin.

Ein 10-jähriges Mädchen mit Knochenkrebs im Endstadium. Wie konnte so ein Mädchen böse sein? Wie konnte das Universum oder Gott nur zulassen, dass so ein hübsches, unschuldiges Mädchen mit niedlichen Sommersprossen und wachen Augen rot war? Im Inneren spürte er deutlich den Konflikt, hin- und hergerissen zwischen Mitgefühl und Wut. Die eine Seite in ihm befand: *Du kannst nicht allen helfen, es liegt nicht in deiner Macht, das musst du akzeptieren, sonst machst du dich selbst kaputt. Und wenn du dich selbst kaputtgemacht hast, wem kannst du dann noch helfen?*

Die andere Seite voll Mitgefühl, aber auch Liebe entgegnete: *Was ist das nur für eine unglaubliche Ungerechtigkeit, wem fällt denn so was ein? Wer zum Teufel nimmt sich die Freiheit heraus, über Leben und Tod zu entscheiden?*

Und dazwischen jammerte eine weitere Stimme: *Warum ausgerechnet ich? Warum wird ausgerechnet mir diese Bürde auferlegt? Habe ich denn nicht schon genug gelitten?*

Und kurz darauf, von irgendwo ganz weit drinnen, forderte eine vierte Stimme: *Ach, lasst mich doch alle in Ruhe!*

In einer Hinsicht jedoch war er dankbar, dass es war, wie es war: Keiner wusste etwas. Von Anfang an war er als Ehrenamtlicher in die Klinik gegangen, um den Kindern etwas vorzulesen oder den Erwachsenen entweder zuzuhören oder gut zuzureden. Viele Menschen wollten einfach nur, dass man zuhörte und ihnen das Gefühl gab, verstanden zu werden. Alleine das bedeutete für viele bereits eine große Erleichterung. Und die Eltern der Kinder zeigten sich dankbar für jedes Lachen und für jede Ablenkung. So blieben ihm letztlich wenigstens unangenehme Fragen erspart: »Warum? Wieso? Weshalb? Warum nicht mein Kind, warum seines? Liegt es daran, weil wir ursprünglich aus der Türkei kommen? Aus Griechenland, Afrika, dem Libanon? Sind wir nicht reich genug oder zu klein, zu groß, zu dick oder zu dünn? Warum hilfst du uns nicht?«

Ihm schauderte bei dem Gedanken. Aber auch die Erinnerung an Filme, die er bisher gesehen hatte, ließen ihn schauern. Das waren solche Filme, in denen Menschen mit bestimmten Kräften von der Regierung oder irgendwelchen zwielichtigen Geheimorganisationen gejagt wurden. Und dann versuchten diese, mit grausamen Mitteln entweder die Fähigkeiten zu extrahieren, zu kopieren oder irgendwie unter ihre Kontrolle zu bringen. Und wollte sich derjenige nicht fügen oder die Fähigkeiten ließen sich nicht extrahieren, dann wurde er aus dem Weg geräumt. *Die Menschen mögen eben nicht, was sie nicht verstehen.* Zwar geschah all das nur in Filmen, aber man konnte nie vorsichtig genug sein. In seinem Fall war das Gottlob anders.

Entweder es funktionierte, dann lag es an der Medizin. Oder an der Bestrahlung oder beidem. Oder es funktionierte nicht, dann war es Gottes Plan. Heikel war nur immer der Moment der Wahrheit, wie er ihn insgeheim nannte. Der Moment, in

dem er versuchte, alles wieder in Ordnung zu bringen, was der Körper in Unordnung gebracht hatte. Dieser Moment war immer schon geprägt von Angst und Sorge. Und manches Mal schon fühlte er sich dabei fast wie ein Verbrecher, als könnte er bei etwas Bösem erwischt werden. In Gedanken spielte er Situationen durch, was passieren könnte, wenn es jemand erfahren würde. Wo sie ihn hinbringen und was sie mit ihm machen würden. Ihn vielleicht an irgendwelche Geräte anschließen oder Strom durch seinen Körper jagen. Wieder schauderte ihm bei dem Gedanken. Schon von klein auf hatte er ein starkes Bedürfnis nach Harmonie gespürt und einen inneren Wunsch zu helfen. Ja, sogar den tiefen Wunsch zu helfen. Aber dass das alles mal so kommen würde ...

Nachdenklich aß er sein Brot, putzte die Zähne, kletterte auf den Fahrersitz und machte sich auf den Weg zur Kinderklinik.

Nachdem er den Wagen geparkt hatte, schnappte Markus seine Bücher und lief zum Haupteingang. Im Eingangsbereich desinfizierte er seine Hände und betrat die Station. Kurz nach dem Betreten sah er Manuela, eine der Kinderkrankenschwestern.

Sie saß hinter dem groß angelegten Tresen und schrieb gerade etwas in ein Krankenblatt. Manuela war eine nette Frau Mitte 50, etwas in die Breite gegangen über die Jahre und trug ihre langen braunen Haare zu einem Zopf gebunden. In jungen Jahren hatte sie selbst ein Kind verloren und sich irgendwann danach entschlossen, eine Ausbildung zur Kinderkrankenschwester zu machen. Und vor ein paar Jahren bekam sie schließlich eine Stelle in der Onkologie. Sie trug tiefe Falten auf der Stirn, zwischen den Augen und blickte auf ihre Papiere.

»Hallo Manuela, bist wieder fleißig?«

Lächelnd sah sie zu ihm auf. »Na, du doch auch.«

»Ich werde mal sehen, wie es den Kindern geht«, sagte er.

Und gerade als er in Richtung Patientenzimmer gehen wollte, rief sie ihm hinterher: »Du übrigens, die Laila ist gerade im MRT, wundere dich nicht über das leere Zimmer.«

»Alles klar, danke dir.« Winkend wandte er sich in Richtung Zimmer 2.

Die Zimmer auf dieser Station waren Zweibettzimmer, aber außer Laila lag momentan kein zweites Kind in Zimmer 1. Er klopfte an die Tür, öffnete sie ein Stück und flötete lächelnd: »Hallihallohallöchen, ja wen haben wir denn da? Ist das ein Eichhörnchen? Oder ein Hase? Ein Stinktier vielleicht? Oh, ich sehe, das ist ja der Tobias und der Luca.«

Tobias lachte etwas heiser und winkte ihm.

Lächelnd betrat Markus das Zimmer und setzte sich.

Tobias, ein Junge mit etwa 7 Jahren, war wegen eines sehr seltenen Tumors in der Bauchspeicheldrüse eingeliefert worden, der bereits Metastasen in benachbarten Organen gebildet hatte. Auf seinem Kopf trug er kurze braune Haare und auch seine Augen waren braun.

Gegenüber im anderen Bett saß Luca. Seine Eltern führten ein beliebtes italienisches Restaurant im Ortsteil Büchenbach. Ein paarmal war Markus schon da gewesen und mochte die Pizza sehr gerne. Gian-Luca, Lucas Vater, wollte ihm das Essen schon mehrfach als Geschenk anbieten, für seine Hilfe in der Klinik. Aber Markus hatte stets höflich abgelehnt und darauf bestanden, seine Rechnung selbst zu bezahlen. Für ihn war das eine Selbstverständlichkeit und er mochte es auch nicht gerne, von anderen etwas kostenlos anzunehmen. Dabei fühlte er sich unwohl, als würde er den Leuten dann etwas schulden. Erfreut entdeckte er Gian-Luca und Maria, die Eltern des 8-Jährigen, und winkte ihnen.

Sie lächelten und winkten zurück und Gian-Luca konnte es sich

nicht verkneifen: »Markus, nächstes Mal, wenn du bist in meine Restaurant, ich werde dir die beste Pizza der Stadt servieren, aber dieses Mal will ich nichts mehr hören. Die geht aufs Haus, klaro?«

Markus schmunzelte, winkte und sagte: »Klaro.«

»Na mein Großer, wie gehts dir heute? Hast du gut geschlafen?«, wollte er von Tobias wissen.

Der Junge krächzte etwas heiser: »Ach, ganz gut, mir geht es schon besser als am Freitag. Mein Bauch tut nicht mehr so weh und ich bekomme auch besser Luft heute.«

Am Mittwoch war sein erster Tag in der Klinik gewesen und am Freitag hatten sie sich das erste Mal gesehen.

»Das freut mich zu hören, dass die Medikamente schnell bei dir zu wirken scheinen«, ermunterte er ihn.

»Der Arzt sagt, so etwas sieht er nicht so oft. Er sagt, ich habe ein ganz tolles Sillumsystem«, freute sich Tobias. Sein Gesicht wirkte nach wie vor ein wenig blass und kraftlos, aber er sah schon viel besser aus als am Freitag.

»Magst du eine Geschichte hören?«

»Ja, lies mir eine Geschichte vor, bitte.«

»Na gut, dann wollen wir doch mal sehen, was wir da haben. Da hätte ich Mary Poppins ...«

»Bäääh«, warf er dazwischen. »Das ist was für Mädchen.«

Markus lachte und zählte die weiteren Möglichkeiten auf.

Am Ende entschied sich Tobias für die unendliche Geschichte und Markus begann zu lesen. Nach einiger Zeit bemerkte er, dass der Junge zu schlafen schien. Leise schloss er das Buch und beobachtete eine Weile, wie er friedlich in seinem Bettchen lag. Dabei wanderten seine Gedanken in die Ferne. Langsam hob er den Kopf, um aus dem Fenster zu sehen. Die Sonne schien hell und freundlich und die Lichtstrahlen fielen durch das Glas ins Zimmer herein. Auf einmal dachte er wieder an Carolin.

Zimmer 4. Er mochte da heute nicht hingehen. Die Vorstellung, in dieses Zimmer zu gehen und das arme, blasse Mädchen dort vorzufinden, ohne ihm helfen zu können, machte ihn traurig.

Eine innere Stimme munterte ihn auf: *Du kannst ihr doch helfen, jedes Lachen ist ein gutes Lachen. Jedes Lächeln ist ein gutes Lächeln und jeder Blick aus ihren freudig schauenden Augen ist ein guter Blick. Jeder Moment, der sie ablenkt von ihren Sorgen, ist ein guter Moment.*

Eine andere Stimme entgegnete: *Aber letzten Endes kannst du ihn nicht aufhalten, er wird sie sich holen und es gibt nichts, was du tun kannst.*

Eine weitere Stimme kam hinzu und moserte: *Warum tust du dir das an? Warum quälst du dich so? Du kannst ihr nicht helfen, kümmere dich lieber um die, denen du helfen kannst.*

Die erste Stimme erwiderte: *Aber ich würde ihr so gerne helfen, sie ist noch so jung und hat das ganze Leben noch vor sich.*

Das weißt du doch gar nicht, belehrte ihn eine der anderen Stimmen. Du weißt nicht, was passieren wird. Vielleicht würde sie reiten lernen und vom Pferd fallen oder sie hätte irgendwann einen Autounfall. Die Zukunft ist noch nicht geschrieben. Konzentriere dich auf das, was du tun kannst. Und helfen, ja helfen kannst du ihr. Gehe zu ihr. Jeder Augenblick mit einem Lächeln ist ein guter Augenblick.

Leise seufzend winkte Markus noch einmal zu der kleinen Familie, nahm seine Bücher und verließ den Raum.

Auf dem Gang wandte er sich nach rechts in Richtung Zimmer 4. An den Wänden des Ganges hingen Zeichnungen von Kindern, die hier irgendwann mal Patienten gewesen waren. Jemand hatte die Bilder in hübsche Rahmen verpackt und an die Wand gehängt. Neugierig betrachtete er eines davon: Ein Kind, das mit ausgestreckten Armen seinen Eltern entgegenlief. Die Haare des Kindes waren blau und es trug einen roten Pull-

over. Die Haare der Eltern waren ebenfalls blau, aber der Mann hatte einen langen weißen Mantel an. *Vielleicht ein Doktor?* Zwischen den Bildern hing ein Rahmen mit einem Spruch in einer fein geschnörkelten Schrift: *Jeder Tag mit einem Lachen ist ein guter Tag.*

Einen Moment stand er davor und fühlte sich hin- und hergerissen. Für Carolin würde es bald nichts mehr zu lachen geben. Langsam schlurfte er weiter und betrachtete eine andere Zeichnung. Darauf war ein Hund zu sehen, mit braunem Fell. Ein Kind begleitete den Hund mit einer schwarzen Leine und gemeinsam liefen sie über eine Wiese. Die Sonne lachte vom Himmel und selbst die Wolken lächelten mit Mündern und Augen. Missmutig atmete Markus tief ein, verzog die Mundwinkel und ging mit einem leisen Seufzen weiter.

Vorsichtig, fast schon zaghaft, klopfte er an die Tür.

Miriam, die Mutter von Carolin, lugte zu ihm hoch und winkte ihn herein. Sie war eine hübsche Frau mit braunen lockigen Haaren, die fast bis zu ihren Hüften reichten.

Leicht nervös betrat er das Zimmer, winkte freundlich in Richtung Carolin und flötete: »Hallihallohallöchen, ja wen haben wir denn da? Ist das ein Karnickel? Oder ein Hund? Gar ein Thunfisch?«

Carolin lächelte sichtlich müde und schüttelte den Kopf.

Unterdessen blickte Miriam ihn mit einem gequälten Lächeln an. Er bemerkte deutlich ihre Augenringe und wie blass sie wirkte. Sie trug einen weiten Pullover aus Wolle und darunter eine eng anliegende Jeans. »Hallo Markus«, grüßte sie und bemühte sich, ein Lächeln aufrecht zu halten. »Ich wollte gerade rausgehen und eine Zigarette rauchen. Vielleicht können Sie so lange hierbleiben, bei Carolin?« Sie schaute ihn fragend an und er nickte gütig. Dann wanderte sein Blick nach rechts zu dem

anderen Bett. Dort sah er Pia, ein 5-jähriges Mädchen mit einem Rest schwarzer Haare auf der rechten Seite ihres Kopfes, deren Eltern erst vor etwa 5 Jahren aus Griechenland gekommen waren. Pias Mutter war zu der Zeit hochschwanger und musste gleich nach ihrer Ankunft zur Entbindung in die Frauenklinik. Fast 4 Jahre lang schien sich Pia gut zu entwickeln, doch eines Tages entdeckten die Ärzte bei einer Blutuntersuchung ungewöhnliche Werte. Von da an war sie fast nur noch in Kliniken zu Hause.

Markus winkte ihr zu und bat Carolin: »Wartest du kurz auf mich? Ich sag eben Hallo zu Pia.«

Während sie etwas matt nickte, huschte er hinüber zu dem anderen Bett.

»Hallo, kleine Melomakarona, wie geht es dir heute?« Sanft legte er seine Hand auf ihre Wange.

»Ganz gut«, nuschelte sie. »Nur müde.«

Er nickte verständnisvoll und ermunterte sie: »Keine Angst, das wird schon wieder. Du bist ein tapferes Mädchen und bald kannst du auch wieder mit Wuffi spazieren gehen.«

Ein wenig traurig nickte sie und moserte dann: »Ja, den habe ich schon lange nicht mehr gesehen. Ich sag meiner Mama immer, sie soll ihn mitbringen, aber sie sagt, das darf sie nicht. Ich find das doof. Hier ist es voll doof und mein Bruder, der darf zu Hause alles.« Demonstrativ verschränkte sie die Arme vor der Brust und verzog das Gesicht zu einem mürrischen Ausdruck, als wäre alles und jeder doof.

»Weißt du was? Ich habe da was für dich.« Mit großen Augen und hochgezogenen Augenbrauen lächelte er, und während sich seine Mundwinkel immer weiter nach hinten zogen, holte er aus der rechten Tasche seiner Cargo Hose ein paar Bonbons heraus. Feierlich zeigte er Pia seine Handfläche. Darauf lagen 3 Werthers Echte. Präsentierend schob er ihr die Hand hin.

Sie machte schlagartig große Augen und hob erfreut die Augenbrauen nach oben. »Wääärders«, rief sie verblüfft. »Meine Lieblings-Bomboms.« Sogleich ergriff sie alle drei mit ihrer Hand. »Die mag ich ganz doll gerne.« Sofort nahm sie eines der Bonbons, entpackte es geschickt mit flinken Fingern und beförderte es sogleich in ihren kleinen Mund. »Hmm, die schind lägga«, schmatzte sie und grinste dabei. »Haschd du noch mehr?«, bettelte sie mit fragenden Augen.

Markus lächelte mit gutigem Blick und erklärte: »Ein paar habe ich noch, aber die anderen Kinder sollen doch auch noch was bekommen.«

»Ok«, nuschelte sie etwas enttäuscht und lehnte sich wieder an ihr Kissen.

»Ich habe Bücher dabei, die unendliche Geschichte ...«, wollte er seine Aufzählung beginnen, da unterbrach sie: »Die kenne ich alle schon. Meine Mama hat mir einen MP3-Player mitgebracht, da ist Bibi Blocksberg drauf.« Stolz zeigte sie ihm die Ohrstöpsel und steckte beide in ihre Ohren.

Markus lächelte mitfühlend, streichelte kurz über ihren Kopf und blieb einen Moment bei ihr stehen. In Gedanken erinnerte er sich an den Moment der Wahrheit. Bei ihr hatte er lange warten müssen, denn anfangs saßen ihre Eltern jeden Nachmittag an ihrem Bett. Und er selbst konnte nicht den ganzen Tag in der Klinik sein, weil er tagsüber seiner Arbeit im Fahrdienst nachgehen musste. Das Rote Kreuz in Erlangen, bei dem er schon seit vielen Jahren beschäftigt war, unterhielt für Erlangen und Umgebung einen Patientenfahrdienst. Ihre Aufgabe war es, Menschen, die sich in stationärer Behandlung befanden, zu Untersuchungsterminen in andere Kliniken zu bringen. Sie holten aber auch Patienten von zu Hause ab, um sie beispielsweise zu niedergelassenen Ärzten zu fahren. Oder in die Schule, zur Reha etc. Und später fuhren sie die Patienten

wieder nach Hause. Das Universitätsklinikum Erlangen umfasste dabei nicht nur die Kinderklinik, sondern deckte Hals-Nasen-Ohren, Geburts- sowie Frauenmedizin ab. Daneben auch noch Chirurgie, Zahnmedizin, Intensivmedizin und natürlich die onkologischen Stationen. In der Kopfklinik gab es außerdem Stationen mit Experten für Neurologie sowie Psychiatrie. Eine Hautklinik sowie verschiedene Ambulanzen gab es außerdem. Das alles war auf der einen Seite sehr praktisch für ihn, weil er so nicht nur an Informationen herankam, sondern sich auch in den Kliniken auskannte. Viele Patienten, aber auch das Personal, redeten und erzählten gerne und viel. So bekam er auch neben seinen Besuchen auf den Stationen einen Überblick über die Dinge. Auf der anderen Seite spürte er eine angenehme Befriedigung, wenn er anderen helfen konnte.

Pias Eltern waren heute gar nicht hier. Er wunderte sich etwas, denn sie war auf dem Weg der Besserung. Der Tumor in ihrer Leber und die Metastasen im Darm und in der Milz bildeten sich seit Kurzem kontinuierlich zurück. Bei ihr hatte er Grün gesehen. Das war für ihn das Zeichen, dass seine Bemühungen erfolgreich sein würden.

Markus drehte sich um, grinste, streckte seine Arme aus und stelzte mit einem stockigen Gang auf Carolin zu, um ihr ein Lächeln zu entlocken.

Sie kicherte müde und bat mit leiser Stimme: »Kannst du da weitermachen, wo du gestern aufgehört hast?«

Und Markus wusste, was sie meinte. Mit besorgter Miene setzte er sich auf den Stuhl neben sie, suchte die unendliche Geschichte heraus und legte den Rest der Bücher unter seinen Stuhl. »Na klar weiß ich das noch, glaubst du, ich bin ein alter Opa?«

Beide lachten kurz und er begann die Stelle zu suchen, an der er weiterlesen wollte.

Kurz darauf klopfte es an der Tür und Miriam kam herein. Sie huschte um das Bett und strich Carolin über den Kopf. »Brauchst du etwas, mein Schatz? Hast du Durst?«

Das Mädchen schüttelte kurz den Kopf, motzte: »Mama, du stinkst«, und hielt sich die Nase zu.

Leicht zerknirscht blickte Miriam kurz zu Markus und entgegnete: »Entschuldige, Schatz.« Dann setzte sie sich auf den Stuhl und Markus, der die Stelle im Buch gefunden hatte, begann zu lesen. Nach einer Weile merkte er, dass Carolin eingeschlafen war. Frustriert betrachtete er das blasse Mädchen. Sah auf ihre dunklen Augenringe. Ihre dunkelblonden Haare, von denen nur noch ein paar Büschel übrig waren. Wie sie dalag und friedlich schlief, wie ein Engel, so selig. Er betrachtete die Haut auf ihren Armen, die so weich und zart aussah. Die Decke auf ihrem Bauch, die sich sanft hob und senkte. Er seufzte leise und spähte zu Miriam. Sie tippte auf ihrem Smartphone.

Ein kurzer Blick auf die Uhr verriet ihm: 15:28 Uhr. Er nahm seine Bücher und winkte Miriam zum Abschied.

Markus ging zu Zimmer 6 und blickte hinein. Bei Noah und Yasin waren Eltern und Geschwister anwesend.

Yasin lachte gerade und winkte Markus, als er ihn sah.

Warmherzig lächelte Markus dem Kleinen zu, winkte und freute sich mit ihm. Es war immer etwas Besonderes, wenn die Kinder lachten. Vielen von ihnen war aufgrund der Chemotherapie übel, manche verloren durch die Bestrahlung ihre Haare. Viele litten unter Bauchschmerzen, Verdauungsproblemen oder anderen diffusen Schmerzstörungen. Dazu kam noch die räumliche Trennung von zu Hause, wenn sie in den Kliniken bleiben mussten. Und natürlich dieses schlimme Gefühl von Müdigkeit und Schwäche. Dieses Gefühl, krank zu sein, statt herumzutollen oder mit anderen Kindern spielen zu können.

Auf dem Gang eilte Tobias an Markus vorbei und grüßte ihn.

»Hallo Tobias«, rief Markus.

Er war hier Mitarbeiter im Sozialdienst und half den Angehörigen als Sozialpädagoge. 33 Jahre jung, mit schulterlangen braunen Haaren.

Mittlerweile war recht viel los auf der Station und Markus konnte einige Menschen auf den Gängen umherlaufen sehen. Auch in den Zimmern waren viele Eltern oder Angehörige. Deswegen entschied er, für heute nach Hause zu gehen. Er mochte es immer gerne, den Kindern etwas vorzulesen und sie zum Lachen zu bringen. Aber er verstand auch, dass die Kinder vor allem ihre Eltern brauchten. Wahrscheinlich mehr, als diese ahnten. Kurz wanderten seine Gedanken noch einmal zu Tobias und Pia, dann lief er den Gang entlang hinaus zu seinem Wagen.

Am Parkplatz stieg er in seinen roten Ford Transit und macht sich auf den Heimweg in den Erlanger Stadtteil Sieglitzhof. Dort, in der Rennesstraße 41, hatte er eine Einraumwohnung gemietet, die er besonders im Winter nutzte. Im Sommer verbrachte er die Nächte lieber in seinem roten Esel, wie er den Transit liebevoll nannte. Es war ein roter 84' Ford Transit der dritten Generation. Im Innenraum hatte er ihn etwas umgebaut und ein kleines Bett sowie eine Mini-Küche und ein paar Ablagen gezimmert. Ein Mini-Kühlschrank hatte ebenso seinen Platz gefunden wie die Gasflasche für die zwei Kochplatten. Im Laufe der Zeit aber, und mit zunehmendem Preisverfall beim Campingbedarf, hatte er sich irgendwann einen kleinen Gaskocher geleistet, der ihm in der Regel ausreichte. Für ihn war dieses Gefühl der Freiheit und Unabhängigkeit in der freien Natur etwas ganz Besonderes und Wertvolles und vor allem aber liebte er die sinnbefreiende Ruhe in der Natur.

Als seine Oma mütterlicherseits 2004 verstarb, vermachte sie ihm etwa 6000 Euro. Zuerst wusste er nicht so recht, was er damit anfangen sollte, also legte er es auf ein Sparbuch. Im Zuge der Finanzkrise im Jahr 2008, und den in den kommenden Jahren einsetzenden Mieterhöhungen allerorten, entschied er sich 2012, seine 2-Zimmer Wohnung aufzugeben und stattdessen in eine kleinere Wohnung zu ziehen. Kurz danach begab er sich auf die Suche nach einem Ford Transit, der ihm immer schon gefallen hatte. Die Idee zum Campen geisterte damals schon recht lange in seinem Kopf herum und am liebsten hätte er sich sogar ein großes Wohnmobil gekauft. Aber dafür reichten seine Ersparnisse einfach nicht aus und die Bezahlung in seinem Job war auch nicht gerade die beste. Zur Not hätte er sich auch mit einem Teilintegrierten zufriedengegeben, mit einem Fiat oder Peugeot als Basis. Aber auch die waren einfach zu teuer in der Anschaffung. Nach einiger Zeit fand er einen Ford Transit von 1984 in mäßigem Zustand im oberfränkischen Weismain. Etwa eine Stunde Autofahrt entfernt.

Der Verkäufer wollte damals 6000 Euro für einen Wagen haben, der so einiges an Reparaturstau mitbrachte. Reifen, Auspuff, Ventildeckeldichtung, Zündkerzen, jede Menge Arbeit. Markus handelte ihn schließlich auf 3200 Euro herunter und holte das Fahrzeug einige Zeit später ab. Dann begannen die Arbeiten. Das Wechseln der Zündkerzen oder der Austausch der Ventildeckeldichtung stellten dabei keine so große Herausforderung für ihn dar. Beim Innenausbau allerdings hatte er aufgrund von kleinen Ungenauigkeiten einige Male fluchend nachbessern müssen. Es war ein gutes Stück Arbeit gewesen und zum Aufziehen der neuen Reifen musste er in eine Werkstatt fahren und die Arbeit machen lassen.

Aber am Ende hatte er es hinbekommen und war sehr stolz auf sein Werk gewesen. Der rote Lack war über die Jahre zwar

schon ziemlich ausgebleichen, aber das störte ihn nicht. Für ihn war das Patina und ein Zeichen von Charakter.

Zu Hause stellte sich Markus unter die Dusche. Das warme Wasser tat ihm gut. Dankbar spürte er die Wärme und versuchte, tief durchzuatmen und sich zu entspannen. Nach dem Abtrocknen und Anziehen blickte er auf sein Smartphone. Es stand noch immer auf lautlos. »Mist«, entsprang es ihm. Daniela hatte vor einer Stunde angerufen. Er tippte die Nummer und das Gerät wählte.

»Hi«, nahm sie den Anruf entgegen. »Ich habe versucht, dich zu erreichen. Wir wollten doch essen gehen.«

»Ja stimmt, sorry, ich war ganz in Gedanken vorhin.«

»Warst du wieder in der Kinderklinik?«

»Ja ähm, klar, ich ... ähm, na ja, du weißt ja ...«

»Hm. Ja, ich weiß. Du bist einfach zu gut für diese Welt«, sagte sich lachend. Dann fragte sie vorsichtig: »Carolin?«

»Ja, auch, aber vor allem sie.«

»Komm, lass uns essen gehen. Wir haben uns schon ein paar Tage nicht mehr gesehen. Um 18:00 Uhr?«

»Ja, natürlich, wir hatten es ja so vereinbart. Ich komme um 18:00 Uhr. Beim Griechen, ja?«

»Ja«, bestätigte sie. »Es sei denn, du hast heute keine Lust.«

»Nein, nein ist ok. Grieche ist gut. Wir sehen uns dort.«

»Ok, bis dann«, flötete sie und legte auf.

Er atmete tief ein und seufzte. Seine Uhr zeigte: 16:58 Uhr. Der Grieche. Das war das Restaurant Imiglious in Neunkirchen. Bis dorthin brauchte er etwa 25 Minuten. Also noch etwas Zeit. Langsam setzte er sich auf das Schlafsofa und schloss die Augen. Nach etwa einer viertel Stunde öffnete er sie wieder und nahm sein Smartphone in die Hand. Ihm stand der Sinn nach Musik. *Fiddler's Green II*. Die Geige setzte ein. Behaglich lauschte er dem melodiosen Anfang und sang ein wenig mit.

»Once there was a time when I could name my fears and wishes, once there was a time when all the world seemed but a game, I hit the stage and thought let's go and seek tomorrow, I was so sure that the best was yet to come, yet to come.«

Fiddler's Green, dachte er und spürte Wehmut aufkeimen.

Es muss etwa Frühjahr 1996 gewesen sein, als er im Jugendklub *Feierabend* das erste Mal mit der Musik dieser Band aus Erlangen in Berührung kam. Die besondere Mischung aus melodischen Klängen irischer Volksmusik, die mal schnell und mal langsam gespielt wurde und dabei oft durch moderne Instrumente Unterstützung fand, hatte ihn damals sofort angesprochen. *Irish Speedfolk*, so nannten sie diese Musik. Perfekt für gute Laune, Tanz und Spaß. Seitdem war viel Zeit vergangen und vieles hatte sich inzwischen geändert. *Fiddler's Green* jedoch war geblieben und begleitete seinen Weg nun schon all die Jahre. Diese Stücke bedeuteten ihm mehr als nur Musik. Sie boten eine Art Brücke in die Vergangenheit. Viele Erinnerungen waren mit einzelnen Liedern dieser Band verknüpft.

»Hm, viele Erinnerungen ...«, murmelte er, während er sich noch einmal durch die Haare fuhr. Verschwommen sah er das Bild von Yvonne vor sich.

1996

Sie hatten sich damals im Erlanger Jugendklub *Feierabend* kennengelernt. Sie war 14 gewesen und er 16. Auf der Tanzfläche lief gerade *Annabel Lee* von *Fiddler's Green*, als er sie das erste Mal sah. Sie trug eine Brille und darunter versteckt lagen die wunderschönsten hellblauen Augen, die er jemals gesehen hatte. Es waren diese Art von Augen, deren Farbe man nur selten bei den Menschen sah. Ein helles Kristallblau, weich wie ein Wölkchen. Augen, in denen man versinken konnte. Im Laufe der Zeit nahm er ihr immer mal wieder die Brille von der Nase

und säuselte mit sanfter Stimme: »Du hast so schöne Augen, warum versteckst du sie?« Dann lächelte er sie liebevoll an und sie küssten sich innig. Sie war seine erste und einzige große Liebe gewesen. Damals mit 16, als die Welt noch Wunder und Magie bereithielt, verbrachten sie viele Abende im darauffolgenden Sommer draußen in der Natur. Glückliche und verliebte streiften sie durch die Gegend, suchten sich eine Wiese oder einen Spielplatz und verbrachten Zeit miteinander. Vergnügt beobachteten sie die Sterne am Himmel, versuchten sie zu zählen und lachten laut, wenn sie sich verzählten oder nicht mehr wussten, welchen Stern sie schon gezählt hatten. Sie liebten sich, sie scherzten miteinander, sie schmiedeten Pläne für ihre große Zukunft. Und sie redeten viel, über Gott und die Welt.

Yvonne war solch ein ungewöhnlich kluges Mädchen und das imponierte ihm. Sie las viel, war intelligent und wunderschön. Und sie brachte ihn dazu, seine besten Seiten aus sich herauszuholen. Die blond-braunen Haare hingen ihr fein seidig schimmernd bis zur Mitte des Rückens herab und sie besaß einen sündhaft wohlgeformten Körper und diese zutiefst faszinierenden Augen. Wenn er in sie hineinsah, war es oft, als würde die Zeit stillstehen. Ihre Augen zauberten etwas in ihm hervor, das er nie in Worte fassen konnte. Es war fast etwas Magisches. Sie fesselten ihn, ließen ihn ruhig werden. Bei ihrem Anblick spürte er tiefe Demut und inneren Frieden. Gemeinsam verbrachten sie den schönsten und glücklichsten Sommer, den sich ein Teenager nur hätte vorstellen können. Doch am Ende des Sommers, als es in den Herbst hineinging, änderte sich auf einmal alles.

2019

»Wunder und Magie ...«, murmelte er etwas spöttisch, nahm seine Schlüssel und verließ die Wohnung. Am alten Transit angekommen stieg er ein und machte sich auf den Weg zum

Griechen. Unterwegs dachte er noch einmal an Yvonne. An ihre Augen. *Kristallblau, weich, sinnlich*. Spontan überlegte er, wie man sinnlich noch definieren könnte, aber es fiel ihm kein besseres Wort dafür ein. Die Augen, die Lider, die Wangenknochen, die Farbe der Wimpern, der Augenbrauen und der Haut, das alles ergab ein wunderschönes Gesamtbild, fügte sich zu einem Kunstwerk zusammen, das ihn jedes Mal wieder gefesselt hatte. Wehmütig dachte er an ihre Beine, die von einer eng anliegenden Jeans umhüllt waren. An ihre Stimme, wie sie geklungen hatte. Und an ihr Lächeln. Dieses wunderschöne, verzaubernde Lächeln. »Ach Yvonne ...«, seufzte er.

Nach einiger Zeit kam er am Restaurant an und parkte seinen Wagen. Dann ging er an den leuchtenden Girlanden, die über den Tischen und Stühlen im Außenbereich hingen, vorbei und hinein ins Restaurant. Daniela wartete bereits auf ihn und saß - fast etwas romantisch - an einem kleinen Tisch für zwei Personen in einer Nische. Auf dem Tisch standen die Menükarte und die Karte für das Dessert, eine Kerze in einem Glas und eine Blume. Er war überrascht, dass sie schon dort saß, meist war er überpünktlich und sie kam eher zu spät. »Hey, du bist ja schon da«, rief er erfreut.

»Hey«, grüßte sie, stand auf und umarmte ihn.

»Na meine Große, alles klar bei dir?«

»Ja, du kennst mich doch, irgendwie geht es immer weiter«, erklärte sie mit selbstsicherem Ton und zupfte ihren grauen Hoodie zurecht.

Daniela war eine bildhübsche Frau Ende 30 mit schulterlangen, blau gefärbten Haaren und einem auffallenden Piercing an der Unterlippe. Es bestand nicht wie oft aus einem silbernen Knopf oder einem Ring. Es war eine kleine, rote Gerbera mit einem gelben Punkt in der Mitte. Eine von diesen herrlichen

Blumen, die einer Sonnenblume sehr ähnlich sahen. Über die Jahre hatte sie ein klein wenig an Gewicht zugelegt, doch ihrem ansprechenden Äußeren sollte es nicht schaden.

»Hast du die schon Karte angesehen?« Fragend blickte er zu ihr und deutete auf die Menükarte.

»Nein, noch nicht, ich war gerade noch in Gedanken, bevor du kamst. Und du? Hast du wieder Gutes vollbracht?« Fragend und mit gütigem Blick betrachtete sie ihn.

»Ich habe mal reingeschaut bei Tobias und Pia.«

»Und Carolin«, vermutete sie.

Er nickte betroffen und verzog die Mundwinkel. »Ja, auch Carolin.«

»Mal reingeschaut.« Verständnislos schüttelte sie den Kopf. »Markus, was du tust, für diese Kinder, für diese Menschen, das ist ... gar nicht in Worte zu fassen«, protestierte sie leise und schenkte ihm jetzt das erste Mal heute einen liebevollen Blick.

»Du tust so viel Gutes, denk nur an Elli zum Beispiel.« Und jetzt konnte sie sich eine Träne nicht verkneifen. »Du bist ein Wunder«, flüsterte sie und sah sich vorsichtig um. Dann packte sie ihn sanft an den Schultern und flüsterte: »Du bist ein Wunder, ein großes Glück für alle dort. Diese Fähigkeit oder Gabe oder nenn sie, wie du willst, sie ist ein Wunder. Du tust wahrlich Großes damit. Ich weiß, es fällt dir schwer, aber Carolin ist nur eine. Denk doch an die vielen, denen du schon geholfen hast, denk doch an die vielen, denen du noch helfen kannst. Ist das nicht groß genug, um dir Frieden zu bringen? Kannst du nicht versuchen, das mehr aus dieser Perspektive zu betrachten? Mir tut das immer so weh, wenn ich sehe, wie du dich quälst. Vor allem ...« Jetzt konnte sie sich eine weitere Träne nicht verkneifen. »Vor allem, wenn ich bedenke, was du für uns getan hast, was du ... was du für Elli getan hast.« Noch zwei weitere Tränen liefen ihr über die Wangen und sie musste leise lachen, während

sie ihn ansah. Es war so eine Mischung aus Rührung und Ratlosigkeit. Langsam ließ sie ihn los und drehte sich zum Tisch.

Elli, dachte er schmunzelnd.

2004

Elli hieß die Tochter von Daniela. Es war im Spätsommer 2004, als sie sich das erste Mal begegneten. Er war gerade auf Station in der Kinderklinik angekommen und steuerte direkt auf Zimmer 1 zu.

An dem halbrunden Tresen, der als Klinikstützpunkt diente und an dem normalerweise eine Schwester saß, telefonierte oder etwas in die Patientenakten schrieb, war keiner zu sehen.

Die Türe stand offen, also klopfte er an den Türrahmen, lugte mit einem Lächeln hinein und erblickte das erste Mal Elli, wie sie auf ihrem Bettchen saß. Sie war damals 6 Jahre alt und beschwerte sich gerade lautstark darüber, dass ihre Mutter Mäntelchen, den Nasenbär aus Plüsch, zu Hause gelassen hatte. Elli war zu der Zeit gerade zur Diagnostik in die Klinik eingewiesen worden, nachdem sie immer öfter über hartnäckige Kopfschmerzen, Schwindel und ein allgemeines Krankheitsgefühl geklagt hatte. Im weiteren Verlauf sollte sich herausstellen, dass sie an einer schweren Leukämie litt. Die Untersuchung der Rückenmarksflüssigkeit würde außerdem ergeben, dass auch dort Krebszellen vorhanden waren. Auf sie wartete deswegen eine lange und anstrengende Behandlung mit ungewissem Ausgang. Zwar hatten sich die Möglichkeiten der Therapien seit den 80er-Jahren enorm verbessert, doch wenn sich innerhalb eines Zeitraums von etwa 5 Jahren nach der Heilung neue Tumorzellen bildeten, war die Prognose für eine weitere Heilung weitaus schlechter. Markus wusste das aus zahlreichen Gesprächen mit dem Personal. Besonders für die Eltern, oft ohnehin schon überfordert und nervlich am Ende, war die Zeit nach der Behandlung eine schreckliche Zeit der Ungewissheit. Und für

die Kinder bedeuteten diese ganzen Untersuchungen, Infusionen und die körperlichen Symptome eine nur schwer zu ertragende Qual.

Elli schaute kurz zu ihm, mit ihren zerzausten blonden Haaren, und wieder zu ihrer Mutter.

Daniela blickte auf und musterte ihn. Sie war zu der Zeit ziemlich schlank, fast sportlich gebaut und hatte ihre langen Haare lila gefärbt. Sie trug eine blaue Jeans und ein weißes T-Shirt mit einem Slogan: *Wer anderen eine Grube gräbt, der hat viel Dreck*. Darunter war noch ein Bild mit einem Erdhaufen und einer Schaufel und einem Strichmännchen, das gerade voller Entsetzen auf halbem Weg war, in die Grube zu fallen.

»Hallo, ich heiße Markus. Ich komme oft hierher, um den Kindern was vorzulesen, mit ihnen zu spielen oder etwas zu malen. Hauptsache, sie fühlen sich nicht so alleine.« Freundlich lächelnd streckte er Daniela die Hand hin.

Etwas verwirrt blickte sie auf, nahm ihre Hand aus der Tasche und reichte sie ihm. »Oh, ok, Daniela. Elderich. Hallo.«

Erfreut wandte er sich Elli zu, lächelte und streckte auch ihr seine Hand hin. Sie hatte ganz außergewöhnlich tiefblaue Augen und einen sehr wachen und irgendwie durchdringenden Blick. Neugierig betrachtete sie ihn kurz und in ihren Augen war irgendetwas, das ihn mit einem Mal verunsicherte. Ihr Blick war irgendwie wissend, als könne sie in seine Seele sehen. Als wüsste sie, wer er war und was er tat. Er ließ sich nichts anmerken, aber seine innere Alarmanlage heulte los und auf einmal überkam ihn eine unerwartete Nervosität. »Hallo, ich heiße Markus, ich komme immer mal wieder vorbei, um zu sehen, wie es dir geht.«

Elli schaute kurz zu ihrer Mutter, dann wieder zu Markus und reichte ihm die Hand. »Hi«, grüßte sie recht leise und wandte ihren Kopf wieder zu Daniela.